

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 89

Posen, den 18. April 1929

3 Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höfner.

(18. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Hinten den Weidenschlag hinauf und in die Sonne hinein zogen die Schafherden über das dunkle Grün, rund geballt und langsam wie die Lämmervölkchen über den tiefen Himmel, auf der einen Seite die Mütter mit den Kleinen, auf der andern die Böcke und Hammel und ließen den dicken Fettschwanz herunterbammeln wie einen Dreschflegel. Johann Wodensfuß, der Schäferknecht, knüttete aus weißer Wolle Strümpfe für den Winter, bedachtsam und gemächlich, rollte den Faden von dem Knäuel aus der Taschentasche ab, hatte die Augen bald auf seiner Arbeit, bald bei den Schafen, und Hümpel, der Hund, las seinem Herrn in den Augen, jacherte zur Rechten oder zur Linken und hielt die einfältigen Tiere auf dem rechten Weg und bei der fettesten Weide, wo das Raygras und Timothy am saftigsten und höchsten standen. Aber die Schafe dankten es ihm nicht und hielten sein Jachern und Bellen für eitel Eigensinn und Nörgelsucht, nicht anders denn die Menschen, wenn sie gelenkt und geleitet werden von obenher auf der Weide dieser Welt, denn sie waren eben beschränkt und einfältig. Ja, Hümpel hatte es nicht leicht, sie auf dem rechten Strich zu halten, daß sie nicht heute schon fräßen, was ihnen erst morgen zugebacht war. Freilich, die Fähigkeiten eines Hundes haben ihre Grenzen, und Hümpel hätte wohl schwerlich seine Aufgabe so glänzend lösen können, wenn nicht auf der weiten Fläche ein Richtungspunkt gewesen wäre, ein Gebüsch von Kreuzdorn und Schlehen und wilden Birnbäumen, dem er die Herde zutrieb. Hier im Schatten und grünem Gras und dem Duft von Bienensaug und Marienstroh, im Summen der Hummeln und Immen saß Sonnenkrut, der Damastweber und Sektierer, ließ sich die linde Luft und den Frühling eingehen wie der Kuchen das Fett und las in der Offenbarung Sankt Johannis. Zwar lag bei seinem Webstuhl manche Fize Garn und schrie, sie wollte aufgezogen sein und gespult zu Kette und Einschlag, und das Schiffchen war mitten zwischen den Fäden stehengeblieben, hätte so gern den Schuß beendet, und es war keiner da, der es zu seinem Ziel gestoßen hätte. Aber Sonnenkrut hatte seine verächtliche Zeit, da ihm alles Irdische zum Ekel war und alle Arbeit um das tägliche Brot so niedrig dünkte, da es über ihn kam wie über einen Quartalsfäuser der Dürst und er alles stehen und liegen ließ, um, wie er sagte, in die Wüste zu gehen und für seine Seele zu sorgen. Eigentlich war es die Faulheit, die ihn trieb, und der Frühling, der in ihm rumorte, aber er redete sich ein, das wäre die himmlische Berufung, und er mußte es den Heiligen gleichtun, sich von allem abkehren und in die Wüste gehen. Und nun saß er schon den zehnten Tag draußen im Feld, bald hier, bald da, und heute unter dem Kreuzdorn auf der Schafweide und grübelte und sinnierte über das Tier aus dem Abgrund und über seine Zahl 666. Bei alledem hatte er Johann Wodensfuß im Auge, wie er hinter der Herde daher kam, denn er hatte es schon längst auf ihn abgesehen und

wollte ihn befehlen und auf die wahre Weide führen und in den rechten Stall, weil Pastor Krenzlin doch nur ein Mietling war, der um Mammons willen sich herzugebrängt hatte und nicht durch die Tür gekommen war. Aber Hümpel machte ihm alles zuschanden, indem er erst ein paarmal wütend das Gebüsch umkreiste und danach dem Damastweber in die Beine fuhr, daß er fluchend aufsprang und in Wut und Angst das Bibelbuch gegen das Tier aus dem Abgrund warf, das heulend davonsief. Und hatte er dem Schäferknecht entgegengehen wollen mit Frieden und Salbung wie der König Melchisedek dem Abraham, so wettete ihn jetzt Johann Wodensfuß an und schonte seines Mundes nicht und ließ Worte von seinen Lippen poltern, die dem Damastweber nicht lieb zu hören waren, und Hümpel, den der Schäfer am Halsband hielt, knurrte leise dazu, denn der Schäfer führte seine Sache. So sammelte Sonnenkrut sein Bibelbuch auf, schielte scheu nach dem Hunde und schließlich gekränkt über das Feld und getröstete sich des Tages, an dem die Schafe von den Böcken geschieden werden würden, wobei ihm sicher war, daß er zur Rechten und der Schäfer zur Linken stehen würde. Im übrigen verwünschte er Hammel, Böcke und Mutterschafe samt den Lämmern.

Das tat Olbötter auch, als er die Herde hügelaufliegen sah: er verwünschte die ganze Schäferei aus Herzensgrund, freilich um anderer Dinge willen als der Sektierer. Die Herde war zu groß und hatte von Jahr zu Jahr ein schönes Kapital abgerupft. Das Gut konnte sie nicht tragen. Denn es war mit den Schafen wie mit dem Hühnervieh, wenn sie nicht ernährt werden konnten mit dem, was abfiel, so nebenher, verwirtschaftete man mit ihnen mehr als sie einbrachten. Was auf den schlechten, dünnen Schlägen am Wald und am Moor und an der Pustaminer Grenze satt wurde, das mochte hingehen, was darüber war, das war vom Nebel. Die Schafzucht durfte nur ein Notbehelf, ein Nebenzweig sein, aber in Henkenhagen war sie eine Hauptsache geworden. Was Wolle und Bodauktion einbrachten, deckte nicht den dritten Teil der Unkosten. In Henkenhagen war das sonst so genügsame Schaf zum Schlemmer erzogen worden. Olbötter hatte das oft gesagt, aber Meims hatte nichts davon hören wollen. Es war eine Liebhabelei von seinem Vater her. Der war aus der Zeit gewesen, da man in Deutschland den Ehrgeiz hatte, es mit der australischen und englischen Wolle aufzunehmen, ohne zu bedenken, daß in Deutschland die Verhältnisse ganz anders lagen, daß hier nicht große Weiden wie verloren waren, die Schafzucht als Notwendigkeit forderten, sondern daß umgekehrt für diesen Zweck weite Strecken dem Ackerbau entzogen werden mußten. Das war eine Verschwendung, die man sich in früheren Jahren vielleicht leisten konnte, als das Land seine fünf- und dreißig Millionen noch mühelos nähren konnte, aber jetzt, da doppelt soviel Menschen auf dem deutschen Boden lebten und die Industrie sich immer weiter von Westen nach dem Osten fraß, ging das nicht mehr an. Da war es nicht nur Vorteil, sondern vaterländische Pflicht, allen verfügbaren Boden für die menschliche Nahrung herzugeben. Er hatte nicht umsonst seinen Moscher studiert. Wenn das auch ein altes Buch war, die Wahrheiten, die darin standen, blieben immer neu. Und eine von

ihnen war, daß die Schatzsucht nichts nütze sei, wenn sie Kulturboden in Anspruch nähme.

Er ritt den Schlag hinauf. Das Gras stand so dicht wie eine Bürste, und die runden Rippen des Timothy dazwischen wie die Wischer von Kanonieren. Er schwippte in Anmut mit seiner Reitgerte mitten hinein, daß die Halmspitzen rechts und links flogen. Warum stand hier nun nicht Weizen? Zuckerrüben wuchsen hier auch. Das brachte Geld. Und das konnte man in Hensenhagen brauchen. Auf seinem Sekretär lag die Aufstellung bis Juli. Da war ein großes Loch, und er mußte nicht, wie er es zustoßen sollte. Für die Auszahlung am Sonnabend mußte er mit seinem eigenen Geld einspringen. Und die Zinsen für Juli? — Es war nur gut, daß das gnädige Fräulein das alles noch nicht ahnte.

Aber Gottfriede mußte genau, wie es stand.

In dem kleinen Zimmer rechts vom Flur, aus dem Herr von Coccei und Obdörfer den Vater getragen brachten, blaß wie Papier, hatte sie manchemal bis spät in die Nacht hinein hinter der a. modischen Lampe gelesen, in der früher einmal Solaröl gebrannt hatte und die jetzt für Petroleum eingerichtet war, hatte die Bücher, die Rechnungen und Belege geprüft, Abschlüsse gemacht und Gewinn und Verlust berechnet. Es war eine harte Arbeit gewesen, denn sie mußte sich selbst all die Wege und Methoden suchen, die sie ans Ziel brachten, und es griff ans Herz, das Werk des geliebten Toten zu treiben und zu Ende zu führen, wovon er so plötzlich hatte gehen müssen. Hinter all den toten Zahlen sah sie sein Leben stehen, wie er sich abgemüht hatte und gesorgt und ver-

sucht, alles wieder ins Gleiche und auf die rechte Bahn zu bringen, und war doch nicht all der Verlegenheiten und Schläge Herr geworden, und je größer die Summen der Fehlbeträge vor ihr wuchsen, um so größer ward ihr das Bild des Vaters, mit um so heißerem Mitleid umfaßte sie ihn und in um so hellerem Licht lagen ihr sein Charakter und seine Liebe. Aufzeichnungen fand sie zwischen den Blättern, bittere, verzweifelte Worte, in denen er seinem Herzen Luft machte, den Schmerz um den mißratenen Sohn, seine Verzweiflung über die schlechten Ernten, die Klagen um die Vergeblichkeit aller Arbeit. Ein Zettel fiel ihr in die Hand, auf den tropften ihre heißen Tränen. Wenige Tage vor dem Schlaganfall hatte er ihn geschrieben, mit fliegender Schrift: „Versucht sei der Ader um deinetwillen. Wenn du den Ader haust, soll er dir sein Vermögen nicht geben. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang.“

Ach, hätte sie geahnt, mit welchen Sorgen ihr Vater kämpfen mußte! Aber alles hatte er allein auf sich genommen. Kein Wort war über seine Lippen gekommen, und wäre er am Leben geblieben, er hätte es alles noch gezwungen.

Drei Jahre hintereinander Verlust auf Verlust. Viele Tausende hatte das Land gefressen und getrunken. Und manches Tausend der Bruder. Und manches Tausend Thaddäus Breszinsky. Und manches Tausend die drei Hypotheken.

Gottfriede mußte genau, wie es um das Gut und ihre Zukunft stand.

(Fortsetzung folgt.)

Wärme.

Von Kurt Henrichs.

Tobias Gereut war ein Sommergeschöpf, welches sich vor dem Winter fürchtete. Denn Tobias war ein Ritter der Landstraße, ein sechsender Wanderer; sein Fehlboden waren die Dörfer und Gehöfte, die kleinen Landstädte und Marktflecken, und seine Fehlgegner die Hausfrauen und Mägde. Er suchte nicht um Sieg, sondern um Almosen.

Schön war es, an einem Sommerabend die Nacht zu erwarten, wenn im Westen langsam der Himmel sich mit goldener Röte wie mit einem kostbaren Tuch bedeckte, wenn Vogellaute aus dem Dämmerlicht wisperten und manchmal ein Gesang aus der Kühle eines winzigen besiedelten Geschöpfes schall, wenn die Gräser im sachten Winde schwankten und es ein leises Surren gab, wenn sie aneinander rührten — schön war es im Sommer!

Aber im Winter!! Konnten eine Jade, eine Hose und ein Paar maulossene Schuhe Schutz gegen des Winters Kälte sein? Zwar leuchteten Lampen aus den Fenstern friedlich und gut, aber nicht für ihn. Zwar saßen in den Stuben die Menschen am Ofen beieinander, aber er war nicht geladen.

Zitternd vor Angst, daß ja niemand ihn sähe, klappernd mit den Zähnen vor Frost, froh er wohl in eine Scheuer und verschloß tief in Stroh und Heu eine frostige Nacht, um am Morgen weiter zu tippeln, nachdem er sich ein Brotstück und vielleicht auch einen Handfäls erbetet hatte.

Grau war der Himmel. Nebel lagen kalt und weiß über den welken, dünn beschneiten Wiesen. Im Erdreich starb das Laub. Äste und Zweige knarnten im nördlichen Wind.

Der Herr Stadtschreibeant in der kleinen Residenz — zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, gab es noch kleine Residenzen, gab es Landesfürsten, gab es noch keine Eisenbahnen — hatte auf peinliche Ordnung zu achten, auch darauf, daß jeder Untertan vor seinem Landesherrn gehörigen Respekt habe. Als der Stadtsoldat Mingenmay des Stromers ansichtig wurde, weigerte sich sein amtlicher Charakter, dieses Aergernis in der Residenz zu dulden. Mingenmay schritt auf Gereut zu, tippte ihn auf die Schulter und fragte: „Was will Er hier?“ Der Angeredete drehte sich um. Mingenmay schaute in ein altes, pfliffiges Gesicht. Aber zugleich erkannte er, daß dieser Mann ein recht armer Teufel war. Und weil er ein weiches Herz hatte, ging er mit sich zu Räte, ob er den Alten nicht seiner Frau schicken solle, die noch einen abgetragenen Militärmantel von ihm im Schrank hängen hatte. Während der Wächter residenzlicher Ordnung solche Pläne der Barmherzigkeit durch sein Hirn gehen ließ, öffnete der Stromer seinen Mund und schrie gegen das Schloß hin: „Unser lieber guter Herzog Karl, der wo in diesem Schlosse wohnt, ist ein Rindvieh!“

Mingenmay war starr. Das Ungewöhnliche solchen Geschehnisses lähmte seine dienstliche Entschlußkraft. Aber ehe Mingenmay sich ermannen hatte, tönte es schmetternd unter die sich in-

zwischen ansammelnden Neugierigen: „Der liebe Herr Herzog ist ein großer Doh!“

Gerechtiger Himmel! Wenn nun der Landesvater aus der Schloßpforte trat und den lästerlichen Ruf vernahm? Denn er hatte die Gewohnheit, recht wie ein schlichter Bürger seinen Spaziergang zu machen!

Mingenmay hatte seine Fassung wiedergefunden. Er brüllte: „Ich verhafte Ihn! Er hat unseren allergnädigsten Landesherrn beleidigt!“

„Ja wohl!“ zirrte Tobias schüchtern und mit frostzitternder Stimme, „es tut mir leid.“ Unter dem Gejoh, dem Geheul und der Freude der nicht wohlgezogenen Jugend der Residenz wurde Tobias abgeführt.

Die Zelle, in welcher nun Tobias Gereut gebracht wurde, war sauber und — warm. Draußen war November. Hier drinnen war kein Monat, keine Jahreszeit: hier war Wärme.

Nach einigen Tagen kam Tobias Gereut vor den strengen Richter Klingebell. „Er bereut nicht?“ fragte der Mann im Talar. „Bereuen schon,“ wisperte gebückt Tobias, „aber ich will meine Strafe haben.“ „Strafe soll Er haben! Mag Er vier Monate brummen!“ „Ich danke,“ sagte Tobias mit glücklichem Gesicht. „Abführen!“ brüllte Klingebell.

Auf dem Wege zur Zelle rechnete Gereut: „Anfang März komme ich heraus, dann ist das Wetter bereits erträglich, jetzt aber habe ich vier Monate — Wärme und Essen.“ In seinem Herzen dankte er dem Landesvater, daß dieser auf der Welt war, und daß man ihn deshalb auch beleidigen konnte, damit ein armer Landstreicher ein Winterquartier erhielt.

Der Frühling kam früh, es knospte bald mächtig, es grünte, es sproßte, Tobias sah es an einem Kastanienbaum, der einige Zweige vor die Fenster seiner Zelle streckte. Aber es hätte dieses Zeichens nicht bedurft. Gereut fühlte einfach, nun war es Zeit zu wandern. Es juckte ihm an den Sohlen, und als die Türen des Gefängnisses sich öffneten, hei, da wußte er: nun stürzten wieder sonnige Tage auf ihn herab, es dufteten die Felder frisch bis in die Stadt herein, und die Natur zog ihn hinaus, sie hatte ihre Schlinge nach ihm geworfen, eine aus Gras und Laub und Ranken geflochtene duftende Schlinge.

Am Schloßplatz stand Mingenmay. An ihm vorbei marschierte Tobias, mit allen Sinnen bereits außerhalb der Mauern, und mit der Landstreicherseele längst in der Landstreicherwelt.

Nachdem der Sommer vergangen war und die Tage wieder frostig durch das Land zogen, erinnerte sich Tobias Gereut nach einem sonnenerfüllten Sommer als nun frirender und schlecht beleiteter Stromer seines Winterquartiers vom vergangenen Jahr. „Weshalb soll,“ dachte er, „nicht ein zweites Mal glücken, was einmal gelungen ist?“

Und so kam Gereut wieder in die Stadt und erblickte Minzenmay, den Hüter der Ordnung. Behutsam schlich er näher. Der Stadtsergeant Minzenmay aber hatte keinen Blick für das, was hinter seinem Rücken vorging. Seine Augen hingen voller Ehrfurcht an dem Schloßportal, durch welches jetzt ein einfach und sauber gekleideter Herr trat. Stramm stand Minzenmay. Der Herr grüßte freundlich.

Da brüllte es hinter Minzenmay: „Unser lieber guter Herzog Karl ist ein Dops!“ Und ehe sich Minzenmay von seinem Schreck erholt hatte, noch einmal: „Unser Herzog Karl ist ein Rind.“ Minzenmay hatte die Geistesgegenwart, dem Individuum den Mund zuzuhalten. Er kannte Tobias sogleich wieder.

Der alte Herr trat näher: „Weshalb beschimpfst du den Herzog?“ Gereut wunderte sich, daß Minzenmay steif wie eine Kerze vor dem fremden Herrn stand, der so freundlich fragte. „Weshalb soll ich nicht die Wahrheit sagen?“ dachte er und antwortete: „Scht, lieber Herr, ich will den Herzog nicht beleidigen. Aber wo soll ich im kalten Winter hin? Im Gefängnis ist's warm, und wenn ich den Herrn Herzog beleidige, erhalte ich einige Monate. Im vergangenen Winter ist es mir auch geglikt. Vier Monate habe ich bekommen! Wenn die abgelaufen sind, ist's Frühling! Versteht Ihr, lieber Herr?“

Ueber das Antlitz des alten Herrn zuckte ein feines Lächeln: „Ich verstehe. Er will also ein warmes Winterquartier?“ „Nichts anderes, lieber Herr.“ Der Herr nickte Minzenmay zu: „Arretier Er ihn. Aber gehe Er sanft mit ihm um.“ Und ehe Minzenmay eine vorschriftsmäßige Antwort geben konnte, war er davon.

„Weiß Er, Karl, mit wem Er gesprochen hat?“ fragte der Stadtsergeant seinen Arrestanten.

„Es war ein vornehmer Herr.“ „Der Herzog war es, Er Lump, der Herzog, den Er beschimpft hat.“ Ueber die Seele des Stromers senten sich Wolken. Graublaue, tiefschwarze. Jetzt würde er nicht vier Monate, sondern ein Jahr bekommen. Er würde den Sommer nicht sehen, und Gras und Bäume und Tiere und Felder würden schön sein ohne ihn. Aber das würde er nicht aushalten! Daran würde er sterben!

Mit schlotternden Knien stand er vor dem Richter Klingebell. Der aber stellte keine Untersuchung an wie im vergangenen Jahre. Was war das? Schien nicht sein Antlitz freundlicher? Leuchtete nicht Gnade darin? Vielleicht wollte der Gestrenge lächeln, aber er scheute sich, es zu zeigen? Und nun fragte Klingebell: „Wie lange will Er sitzen?“

Gereut sah den Richter an. Hatte er recht gehört? Wie lange will er sitzen? Will? Was für ein Ton kam da mild? Schwebe es nicht wie eine weiße Taube über des Richters Haupt? Wedelten nicht Delzweige als Zeichen des Friedens im Amtsräum?

„Wie lange will Er es warm haben?“ fragte der Richter lächelnd. Tief neigte sich Tobias: „Bis zum Frühling. Euer Gnaden.“ Und sanft antwortete Klingebell: „Wie Er will. Er wird eine seine Zelle bekommen mit einem Ofen, einigen Kissen und Decken. Er kann sich frei bewegen. Er wird auch nicht Gefangenen-, sondern Soldatenkost bekommen.“ Es war Gereut, als posauten aus dieses Richters Munde die gütigen Engel des Himmels zum Zeichen, daß ihm nunmehr das Paradies geöffnet sei. Tobias starrte Klingebell an wie eine überirdische Erscheinung. Der Richter aber erhob sich und schloß die Sitzung: „Und der Herr Herzog läßt Ihn sagen, daß fürder an jedem Herbst eine solche Zelle bereitstehe für Ihn, Tobias Gereut, und daß Er es darum nicht mehr nötig haben werde, zu schreien: Der Herzog sei ein Rindvieh!“

Der Dichter der „Schönen blauen Donau“.

Zu Karl Bed's 50. Todestag.

Der Wiener Walzerkönig Johann Strauß erzählt, daß ihm eines Abends eine kleines, schmales Bändchen Gedichte in die Hände gefallen sei. Ziemlich uninteressiert habe er die Verse des unbekannten Poeten überflogen, bis seine Augen auf ein Gedicht „An der schönen, blauen Donau“ fielen. Der Rhythmus der Strophen, die entzückenden poetischen Schilderungen begannen in seinem Kopf zu klingen und inspirierten ihn zu dem weltberühmten, herausragenden Walzer. 14 Tage später erkündete die „Schöne blaue Donau“ bei einem Karrenabend im Fasching 1867, gesungen vom Wiener Männergesangsverein. Den weltberühmten Siegeszug unternahm der Wiener Walzer aber erst später nach seiner Aufführung in Paris.

Ohne die geniale, musikalische Interpretation wäre das Lied und sein Dichter, der ungarisch-deutsche Poet Karl Bed, verschollen und vergessen. Trotz der Rolle, die der Dichter in der literarischen Welt seiner Zeit spielte (seine Zeitgenossen nannten ihn den „neuen Byron“), trotz seiner gefühlstiefen Gedichtsammlung „Der fahrende Poet“ und seiner leidenschaftlichen Vaterlandsgefänge, wäre Karl Bed der Vergessenheit anheimgefallen. Er lebte in Budapest und Wien, gründete eine Familienzeitung und arbeitete als Mitarbeiter hervorragender österreichischer Zeitungen. Als begeisteter Ungar trug er viele Jahre Schnürrock, Sporenstiefel und kurze Pfeife. Innige Freundschaft verband ihn mit Nikolaus Lenau und dem Goethehaus in Weimar, speziell mit Nikkile von Goethe. Sein Todestag im Anfang d. J. 1879 fällt in diesen Tagen zum 50. Male.

Die Zigeunerin und ihre Teufel.

Der Aberglaube zeitigt oft merkwürdige Folgen; wie sich aus einer Verhandlung ergibt, die beim Wiener Landesgericht gegen die Zigeunerin Maria Horvath durchgeführt worden ist.

Die Zigeunerin stand unter der Anklage, die Dienstmagd Rosa D. durch abergläubische und hinterlistige Methoden in Irrium geführt und ihren Schwachsinn mißbraucht zu haben, wodurch die Magd um einige hundert Schilling geschädigt wurde. Rosa D. dient bei Bauern in Rohrbach und verfügte über kleine Ersparnisse. Eines Tages kam die Zigeunerin bettend in das Haus des Dienstgebers der Rosa D. Auf ihr Ersuchen schlug die Zigeunerin ihr die Karten auf, wofür sie 10 Schilling bekam.

Im Laufe dieser Prozedur vertraute sich die Magd der Zigeunerin an, daß sie vier Jahre hindurch mit einem Burischen aus Kitzing ein Liebesverhältnis unterhielt, das jedoch in die Brüche gegangen war. Nun bege sie große Angst, ihr Geliebter könnte sie erschließen. Die Zigeunerin entgegnete: „Fürchte Dich nicht, ich werde Dir helfen, denn ich habe mächtige Verbündete.“ Hierbei wies sie zwei Figuren vor, einen Hund und eine Puppe und sagte erläuternd: „Das ist der Teufel und die Hexenmutter, mit denen bin ich im Bund und kann bewirken, daß der treulose Geliebte nicht Dich, sondern sich selbst erschießt.“

Die einfältige Maid glaubte diesen Worten und bezahlte die von der Zigeunerin verlangte Vermittlungsgebühr von sechzig Schilling. Nach einigen Tagen kam die Zigeunerin wieder und sagte, sie könne der Dienstmagd einen Erlaß für den Treulosen verschaffen. Nicht nur einen Mann, sondern auch aus dem Paradies eine schöne Wohnungseinrichtung und Wäscheausstattung. Außerdem werde sie am Hochzeitmorgen in dem Schuppen ihres Dienstgebers eine Milliarde Kronen als Morgengabe des Paradieses vorfinden.

Bald darauf erschien die Zigeunerin abermals und rief frohlodend aus: „Allo, die Ausstattung ist schon auf dem Wege. Leider ist der Wagen verunglückt, ein Rad ist gebrochen. Für die Reparatur mußte ich sechzig Schilling bezahlen!“ Die Dienstmagd gab ihr diesen Betrag ohne Widerrede.

Als die Ausstattung und die Morgengabe ausblieben und kurz darauf die Zigeunerin zum viertenmal kam, machte ihr die Dienstmagd bittere Vorwürfe. Die Zigeunerin aber mußte Rat. Sie erzählte, der Teufel und die Hexe hätten sich abgewendet, weil das Mädchen mit der Gendarmerieanzeige drohte. Als sie über ein Geld ging, habe der Teufel sie verfolgt, sei auf einen Pfuß gefallen und habe ein Bein gebrochen. Für die Heilungskosten habe sie dem Teufel sechzig Schilling zahlen müssen. Das mißtrauisch gewordene Mädchen wollte nun nicht mehr mit dem Geld herausrücken. Da rief die Zigeunerin drohend aus: „Wenn Du nicht zahlst, wird Dir die böse Hexenmutter erscheinen! Sie nimmt Dich in ihr Reich und verwandelt Dich dort in ein Benzinsäß.“

Zum letztenmal erschien die Zigeunerin bei ihrem Opfer und erzählte, nun kommen die Möbel und die Ausstattung bestimmt, morgen Abend werde sie die Sachen auf dem Friedhof in Rohrbach auf einem Grabe vorfinden. Nochmals gab ihr die Dienstmagd für die Zusicherung ihr letztes Geld und Kleidungsstücke.

Nun ließ sich die Zigeunerin nicht mehr bliden. Trotzdem traute sich die Dienstmagd noch immer nicht, die Strafanzeige zu erstatten, weil ihr die Zigeunerin einen fürchterlichen Eid abgenommen hatte, keine Silbe über die Sache zu sagen. Erst nach einem Monat wich allmählich der Bann der Zigeunerin, das Mädchen vertraute sich einer Nachbarin an und diese erstattete die Anzeige. Vor Gericht war die Zigeunerin geständig, behauptete jedoch, sie könne sich an die Höhe der Geldbeträge, die sie dem Mädchen herausgelockt, nicht mehr erinnern.

Nach dem Beweggrund ihrer Betrügereien befragt, sagte sie nur: „Warum hat sie alles geglaubt, die dumme Gans?“

Die Zigeunerin wurde zu vier Monaten schweren Kerlers verurteilt.

Der verschmähte Diamant.

Ein verwegener Raubüberfall, der in einem der größten Juwelengeschäfte in der Neuprater Park-Avenue verübt wurde, erregt nicht nur durch die Kühnheit der Banditen, sondern auch durch deren Sachkenntnis und Vorsicht ungeheures Aufsehen. Die Räuber nahmen Juwelen im Werte von 200 000 Dollar mit. Aber das kostbarste Stück im Juwelengeschäft, den berühmten Nassaf-Diamanten, dessen Wert auf eine halbe Million Dollar geschätzt wird, ließen sie zurück, obwohl sie ihn in den Händen gehabt hatten. Sie erkannten, daß sie dieses Juwel kaum verkaufen könnten und sich durch seinen Besitz leicht verraten würden.

Der Nassaf-Diamant erstrahlte einst in einem indischen Tempel. Aus Indien brachte ihn Warren Hastings — wie er ihn erwarb, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben — nach England. Es ist ein dreieckiger Stein von neunundachtzig Karat. Später war er Eigentum des Herzogs von Westminster, der ihn im März 1927 einem Neuprater Juwelier verkaufte.

Das Juwelengeschäft in der Park Avenue ist im Parterre gelegen. Es hat keine großen Auslagefenster und die Tür ist stets versperrt. Will man das Geschäft betreten, so muß man, wie an einer Privatwohnung, anklopfen. Als die fünf Banditen klingelten, ging der Juwelier selbst öffnen, und er war es, der die Tür hinter den Eintretenden sofort wieder versperrte. Gleich darauf zogen die fünf Männer ihre Revolver und zwangen den entsetzten Chef, seine Maschinenschreiberin, einen Privatango-

neuen, einen Verreter und einen Kunden, um in ein hinter dem Geschäftsraum befindliches Zimmer zu begeben, wo sie gefesselt wurden.

Da der Geschäftseingang versperrt war, konnten die Räuber in aller Ruhe ihren Streich ausführen. Zwei der Räuber nahmen die Hute ab, öffneten die Fenster und nahmen die Juwelen heraus, so daß die auf der Straße Vorbeigehenden den Eindruck hatten, daß es sich um Angestellte des Geschäftes handelte. Sie betrachteten die einzelnen Schmuckstücke, auch den Nassatdiamanten, legten diesen aber zurück und steckten viele andere Edelsteine und Wertfachen in ihre Taschen. Dann holten sie aus der Tasche des Juwelers den Türschlüssel, öffneten die Eingangstür und empfahlen sich.

Chinesische Weltwanderer in Aachen.

Professoren und Studenten aus dem Reich der Mitte, Angehörige der Hochschulen Paris, Straßburg, Freiburg (Schweiz), Löwen, Brüssel, Lüttich, Gent, kamen unter Führung des Löwener Geistlichen Boland kürzlich nach Aachen, um hier an einer der ersten deutschen Kulturstätten deutsches Leben und deutsches Land kennen zu lernen. Die Besichtigung des in seinem Mittelbau auf Karl den Großen zurückweisenden Münsters und der schicksalsreichen Räume des Rathauses rief die an Natur- und Kunstschönheiten gewohnten Weltwanderer immer wieder zu lebhaftem Ausdruck der Bewunderung hin. Die Studenten wurden auf das Rathaus durch Oberbürgermeister Dr. Rombach herzlich begrüßt. Herr Tan King-Lan aus Nordchina, Student der Medizin in Paris, dankte in chinesischer und französischer Sprache und schloß mit den Worten: „Aachen ist uns, die wir heute zum ersten Male auf deutschem Boden stehen, zu einem Symbol für das ganze deutsche Land geworden, und wir wollen, nachdem uns von dem hochgeehrten Oberhaupt dieser Stadt so ehrenvoller Empfang und so freundliche Begrüßung zuteil geworden sind, die Zuneigung für Ihr großes Deutsches Reich und für Ihre mehr als tausendjährige Kunst- und Badestadt Aachen treudankbar bewahren und die Erinnerung an sie auch in unserer fernern chinesischen Heimat weiter pflegen.“

Vom Zuchthäusler zum Schriftsteller.

Im Zuchthaus entdeckte John Murphy plötzlich sein schriftstellerisches Talent, das ihm zu Wohlstand und vorzeitiger Entlassung aus der Strafanstalt verhalf. Murphy war vor fünf Jahren zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er in einem Geschäft in der Stadt Columbus im Staate Ohio eingebrochen war. Die freie Zeit während seiner Strafschast benutzte er, um Skizzen zu schreiben. Er selbst legte seinen Geistesprodukten keinen Wert bei, aber der Gefängnisdirektor erkannte, als er sie zu Gesicht bekam, ein starkes Talent in ihnen und bewog Murphy, sie einem Verleger zuzuschicken. Dieser akzeptierte diese Arbeiten schon wegen der Sensation, die literarischen Werke eines Zuchthaussträflings verbreiten zu können, ermunterte aber Murphy um so mehr zu weiterer Produktion, da dessen Skizzen beim Publikum großen Anklang fanden. Vom Ertrag der ersten vier Skizzen konnte Murphy sich eine Schreibmaschine kaufen. Jetzt hat der Gouverneur von Ohio Murphy auf Ehrenwort freigelassen. Dieser Tage verließ Murphy die Strafanstalt nicht nur mit seiner Schreibmaschine, sondern auch mit einem Kapital von 7000 Dollar, dem Erträgnis seiner literarischen Arbeiten.

Erhöhung des Nobelpreises.

Nach neuesten Berichten wird die Nobelstiftung den im Jahre 1929 zur Verteilung gelangenden Preis auf 172 760 Kronen erhöhen. Das bedeutet eine Erhöhung von 15 821 Kronen im Vergleich zum Vorjahr. Die Einkünfte des Stiftungsfonds betragen 1 279 704 Kronen, von denen ein Zehntel den Statuten zufolge dem Hauptfonds wieder zugeführt werden muß. Der Rest steht dem Preiskomitee zur Verfügung, das ein Viertel der Summe auf allgemeine Ausgaben und den Rest zur Preisverteilung verwendet.

Zum Kopfzerbrechen.

Magisches Quadrat.

D D E E
E E E F
F L O O
P R R Z

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen Wörter von gleicher Bedeutung ergeben: 1. Hausangestellte, 2. Bühnenwerf, 3. fruchtbarer Boden, 4. Planeten.

Verwandlungsaufgabe.

Tübel Felge Linie Kelle Birne Mauer Kanin Hagel
Sturm Heine Anger Grimm Blase Perle Kamel
Stoll Harke Bulle

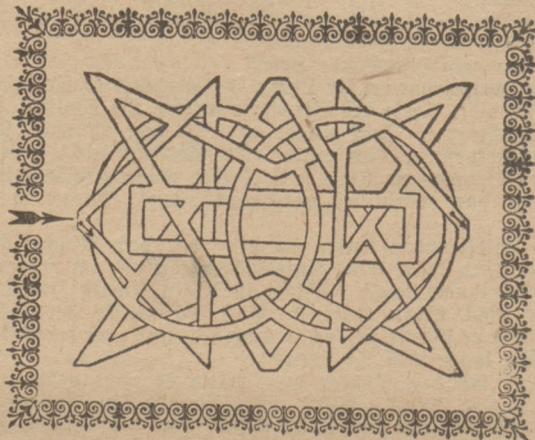
Diese Wörter sind durch Aenderung ihrer Mittelbuchstaben in Dingwörter von anderer Bedeutung umzuwandeln. Die neuen Buchstaben, aneinandergereiht, nennen einen bekannten Historienmaler.

(Pl.)

Rätselsprung

be	ba	gen	und	be	gen	den	lin	men
go	ner	gan	go	von	ge	kom	schlecht	es
pa	wer		brit	erst	wer	mann	wenn	der
komm	er	ich	mal	ter	uns	ein	tern	sch
ich	se	ien				den	stehn	ich
mens	voll	ein	wenn	ein	al	den	dann	höch
die	und	mal	un	noch	kann		kom	se
noch	der	lin	und	be	voll	ich	ge	die
der	an	frau	wird	re	nau	ne	wie	men

Der Irrgarten.



Wer findet den rechten Weg, auf dem man ungehemmt durch das Labyrinth gelangt?

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — al — ay — bahn — bat — bres — by —
ca — chen — da — dar — de — de — der — din —
dort — e — ei — el — en — er — eu — gel —
gelb — gen — grim — gu — i — i — i — klimm —
kro — lau — low — ma — ma — mer — mund —
na — ne — or — oul — pe — pel — ra — rasch —
ri — ru — se — se — sen — sta — ster — steu —
tar — te — ter — to — tos — tro — u — ür —
win — zi — zug

sind 27 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Sinnpruch ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Naturforscher, 2. Tiername der Fabel, 3. Vogel, 4. Stadt in Italien, 5. berühmter Diamant, 6. bekannter Schachmeister, 7. Stachelhäuter, 8. Stadt in Hannover, 9. Pferderennen, 10. Vorbild, 11. Muße, 12. Seemann, 13. Staat in Südamerika, 14. Gartenfrucht, 15. Oper von Puccini, 16. Transportmittel, 17. französischer Männername, 18. Stadt in Westfalen, 19. Teil des Eies, 20. Wagner-Oper, 21. Turnübung, 22. Stadt am Rhein, 23. Wasserfahrzeug, 24. Lenkvorrichtung, 25. Käseforte, 26. Turnkünstler, 27. Stadt in Schlesien. (h und st = je ein Buchst.)

Auflösung Nr. 16.

Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1. Saurier, 2. Alumnat, 3. Rad, 5. Oma, 6. Intrade, 7. Zigarre, 9. Haut, 10. Eile, 11. Baj, 12. Refi, 19. Tabak, 21. Marta, 23. Maun, 25. Ref, 26. Gnu, 29. Hermann, 30. Menuett, 31. Lofoten, 32. Giraffe, 34. List, 35. Beet, 36. Kost, 37. Tank, 44. Abo, 46. Alp. — Wagerecht: 1. Starre, 4. Moritz, 8. Uebe, 11. Bart, 13. Roma, 14. Ida, 15. Etna, 16. Null, 17. Susa, 18. und 43. Etat, 20. Ems, 22. Jdar, 24. Rat, 27. Me, 28. Terrine, 29. Sam, 31. Lug, 33. Efel, 35. Bar, 37. Toni, 38. Nige, 39. Olaf, 40. Maus, 41. Eis, 42. Nota, 45. Takt, 47. Natter, 48. Splinne.

Besuchskartenrätselsprung: Heinz Lovote (geb. 12. 4. 1864).

Entzifferungsaufgabe: Schlüssel: Gabel — Dugend —

Psopsen — Schimmel = Der Untergang des mit einem Eisberg zusammengestoßenen englischen Riesendampfers „Titanic“ (am 15. 4. 1912).

Eigenartig: Rutter, Futter, Mutter, Butter.